

Harald Schmidt: Warum ich die Schweiz so liebe

Nummer 6 – 10. Februar 2005 – 73. Jahrgang

Fr. 5,70 (inkl. MwSt) – Euro 3,90

DIE WELTWOCHEN



Hitler, Hitler über allem

Sechzig Jahre nach Kriegsende lebt Deutschland immer noch im Schatten des Menschenvernichters *Von Richard Herzinger und Henryk M. Broder*

Micheline Calmy-Reisli

Auf Nahost-Tour mit der Aussenministerin
Von Pierre Heumann

Klassiker der Woche

Joe Ackermann, Angelina Jolie, der Neandertaler,
Madame Curie, Ben Stiller,
Tocqueville, Christo und Jeanne-Claude

Der Knast wäre das kleinere Übel

Für Jugendliche, die nichts mehr zu verlieren haben ausser ihrer kriminellen Energie, hat die Schweiz Arbeitserziehungsanstalten gebaut, zum Beispiel den Arxhof. Die Strafe, vor der sich hier alle Zöglinge fürchten: über Gefühle reden. *Von Franziska K. Müller (Text) und Stefan Jäggi (Bilder)*

Der Direktor trägt einen Anzug aus feinem Tuch und tolle Schuhe. Sofort übersetzt er jedes Fremdwort, das er verwendet. Seine liebsten Begriffe sind Empathie, Altruismus und Delinquenz. Wenn Renato Rossi durch sein Reich schreitet – es liegt hoch oben auf einem umwaldeten Hügel in der Nähe von Bubendorf BL –, weist er mit ausladender Armbewegung auf die einzelnen Gebäude. Die Plattenbauten der Arbeitserziehungsanstalt gruppieren sich um einen verwelkten Garten und eine asphaltierte Fläche mit Pingpongtaischen. Der Chef fragt: «Haben Sie die aussergewöhnliche Ästhetik, die Schönheit der Anlage bemerkt?» In der Tat: Seit den Anfängen vor über 25 Jahren hat sich auf dem Arxhof einiges verändert. Damals war die Institution von ihrem heutigen Ruf – die einzige Einrichtung zu sein, die einem amerikanischen Bootcamp mit seinem militärischen Drill das Wasser reichen kann – weit entfernt. Die erste Staffel Zöglinge floh trotzdem auf Nimmerwiedersehen in die Wälder. Der Verlust war zu verkraften. Gefährlich waren die Flüchtigen aus heutiger Sicht nicht: Diebe, Faulpelze und Jugendliche mit einem liederlichen Lebenswandel. Jetzt ist der Arxhof den führenden Köpfen aus den Horrorstatistiken über Jugendgewalt, Kriminalität und Sucht vorbehalten.

Vereiste Seelen

In eine der vier Schweizer Arbeitserziehungsanstalten können nur über 16-jährige männliche Jugendliche eingewiesen werden. Der Zögling muss erheblich gestört sein. Seine kriminellen Taten müssen das Resultat einer Sucht oder eines «verwahrlosten» Lebenswandels sein. Diese Vorgaben erfüllen die meisten Anwärter spielend. Bei den Arxhöflern soll aber eine «Aussicht auf Besserung» bestehen, bevor die bis zu zweihunderttausend Franken teure Massnahme beschlossen werden kann. Seit ein Neukonzept die Institution auch als therapeutische Gemeinschaft definiert, versucht ein ganzes Heer von Fachleuten zu reparieren, was Erziehungsberechtigte verpatzt haben: eine tausendstündige Arbeit an vereisten Seelen und bisher brachliegenden Hirnmassen. Lohnt sich der Aufwand? Kämen die Betroffenen bei Brot und Wasser nicht etwas kostengünstiger zur Ration? «Sobald sie merken, wie der Hase bei uns ben läuft, wünschen sich die meisten tatsächlich in den Knast zurück», sagt Renato Rossi. Diesen Gefallen erweist man den 45 Bewohnern zur Hälfte Schweizer und zur Hälfte Ausländer – aber nur äusserst ungern.

Die viktorianisch anmutenden Bauten aus rotem Ziegelstein stehen heute schneeweiss und hellgelb verkleidet da. Trakt 1 und Trakt 2 heissen Pavillon Pegasus und Pavillon Phönix. Eine Gedenkstätte soll an die Tsunami-Opfer erinnern: ein Teller mit Sand und Kerzen, den ein mottender Brand zu einem kläglichen Stillleben verunstaltet hat. «Es geht um Solidarität und solches Zeug», erklärt Béla*, während er missmutig auf das ramponierte Werk starrt. Für seine Eltern ist der einzige Sohn unter vielen Töchtern, Nichten und Tanten ein Prinz. Der Rest der Menschheit hält den 19-Jährigen bestenfalls für eine Nervensäge, die den bisherigen pädagogischen Interventionen erfolgreich trotzte. Der Umzug von Istanbul nach Bern erwies sich für den 9-jährigen als gravierender Kulturschock: «Weil ich nicht mehr der Einzige war, der geile Klamotten und eine teure Uhr trug», sagt Béla zu einer Identitätskrise, die er nach eigenen Angaben «zackig» überwand.

Zuerst schlug er den Lehrer. Dann stieg er zum Leader einer Gruppe auf, die in der Integrationsklasse zueinander gefunden hatte. Aus der Schule flog er raus. Zweimal, dreimal. Sie schickten ihn in eine heilpädagogisch geführte Kleinklasse mit dem besonderen Auftrag, lernresistente Schüler zu motivieren. Das brachte nichts.

Er durchlief mit Siebenmeilenstiefeln verschiedene Heime. Béla konnte dem Ansinnen, «gemeinsame Lebenswelten zu konstruieren», aber gar nichts abgewinnen. Er riss aus, kam zurück, benahm sich weiterhin schlecht. Auch die begleitete Wohngruppe – mehr Autonomie in kleineren Gruppen – brachte keinen Durchbruch. Bald war er kriminell und gewalttätig. Dem Erziehungsheim, in das verhaltensauffällige Minderjährige per Gerichtsbeschluss eingewiesen werden können, wenn überhaupt nichts mehr geht, entkam er nur knapp. Er kehrte in den Schoss der Familie zurück, schwor Besserung und tat von nun an so, als besuche er die Schule. «Irgendwann intervenierten sie krisenmässig», sagt der Prinz über das «wirklich dumme Missgeschick», in die Fänge eines Psychiaters geraten zu sein. «Der Seelenmechaniker wollte meinen vermuteten Dachschaden in zwei Gesprächsstunden aufspüren», empört er sich noch heute. Das fand er peinlicher, als wenn er an einem Samstagabend splinternackt durch die Berner Lauben hätte spazieren müssen. Béla, der Gymnasiast mit Hunderten von Schulabsenzen, entzog sich auch der Therapie. Ohne genaue Diagnose hielten ihn die Fachleute für verhal-

tensgestört. Dagegen hatte er nichts einzuwenden. Wenigstens liessen sie ihn nun in Ruhe. «Sozialpädagogen und Psychotherapeuten haben bei den Jugendlichen einen ganz schlechten Ruf», erklärt er mit schräg gelegtem Kopf: «Kein Wunder. James Dean in der Maltherapie ist ja auch eine abwegige Vorstellung.»

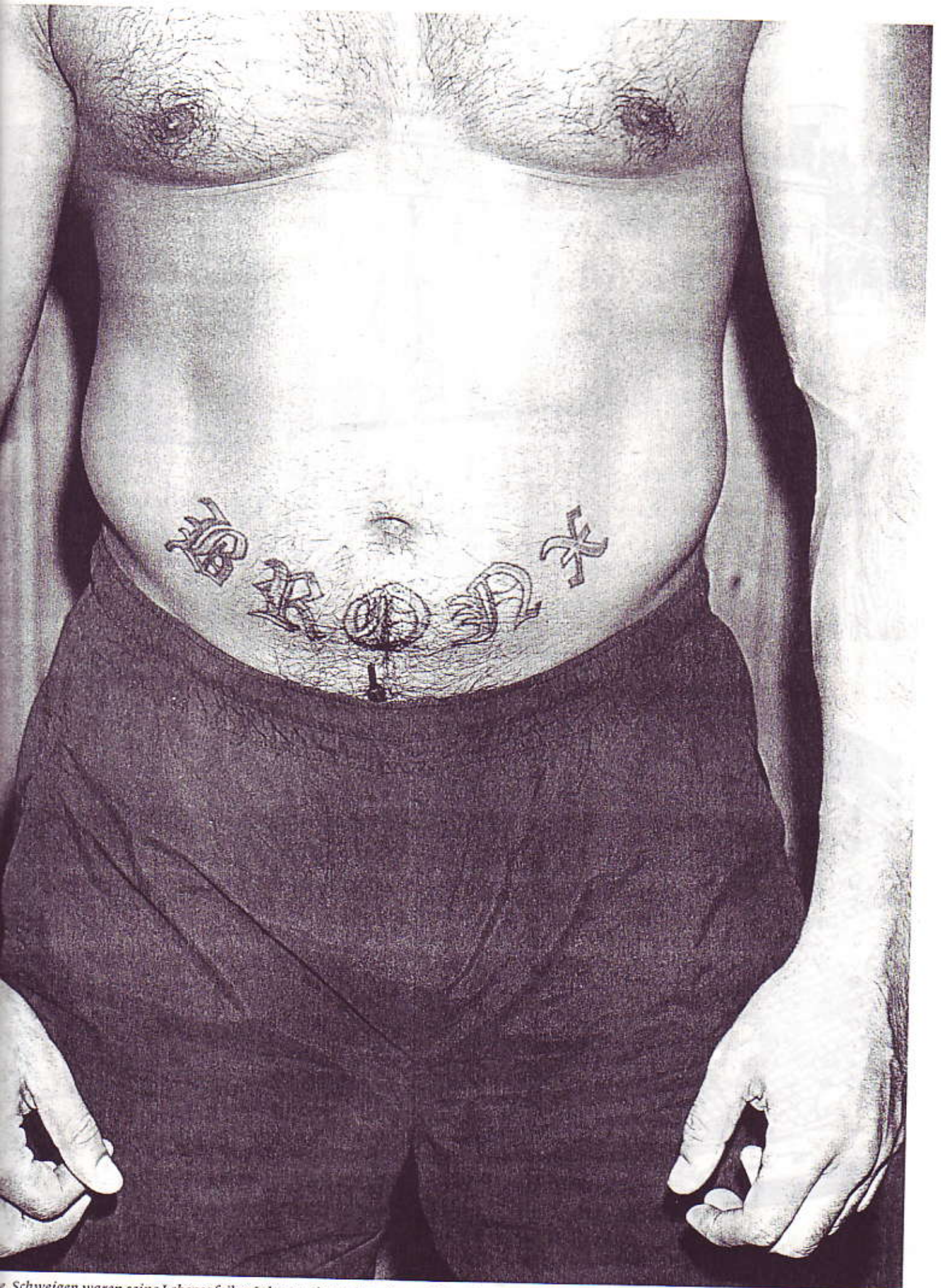
Mützenverbot, Rasierzwang

Er reisst die Strickmütze vom Kopf und fährt mit gespreizten Fingern durch schwarzes Haar. «Warum sollte ich den Befehlen anderer gehorchen?» Die Einmischung erwachsener Autoritäten in sein Leben akzeptierte er nicht. Béla sagt: «Mein Wort hatte im Familienverbund schon eine grosse Wichtigkeit, als ich noch ein Kind war. Und schon als 9-Jähriger erhielt ich jeden Tag zwanzig Franken Taschengeld.» Als Kind brauchte er bloss mit den Fingern zu schnippen, wenn er etwas wollte. Sein arrogantes Auftreten verblüffte die Dorfbewohner. Auf dem Land führte sich der Teenager so unmöglich auf, dass der Vater eine Entscheidung traf. Die Familie zog in die Stadt, nach Bern.

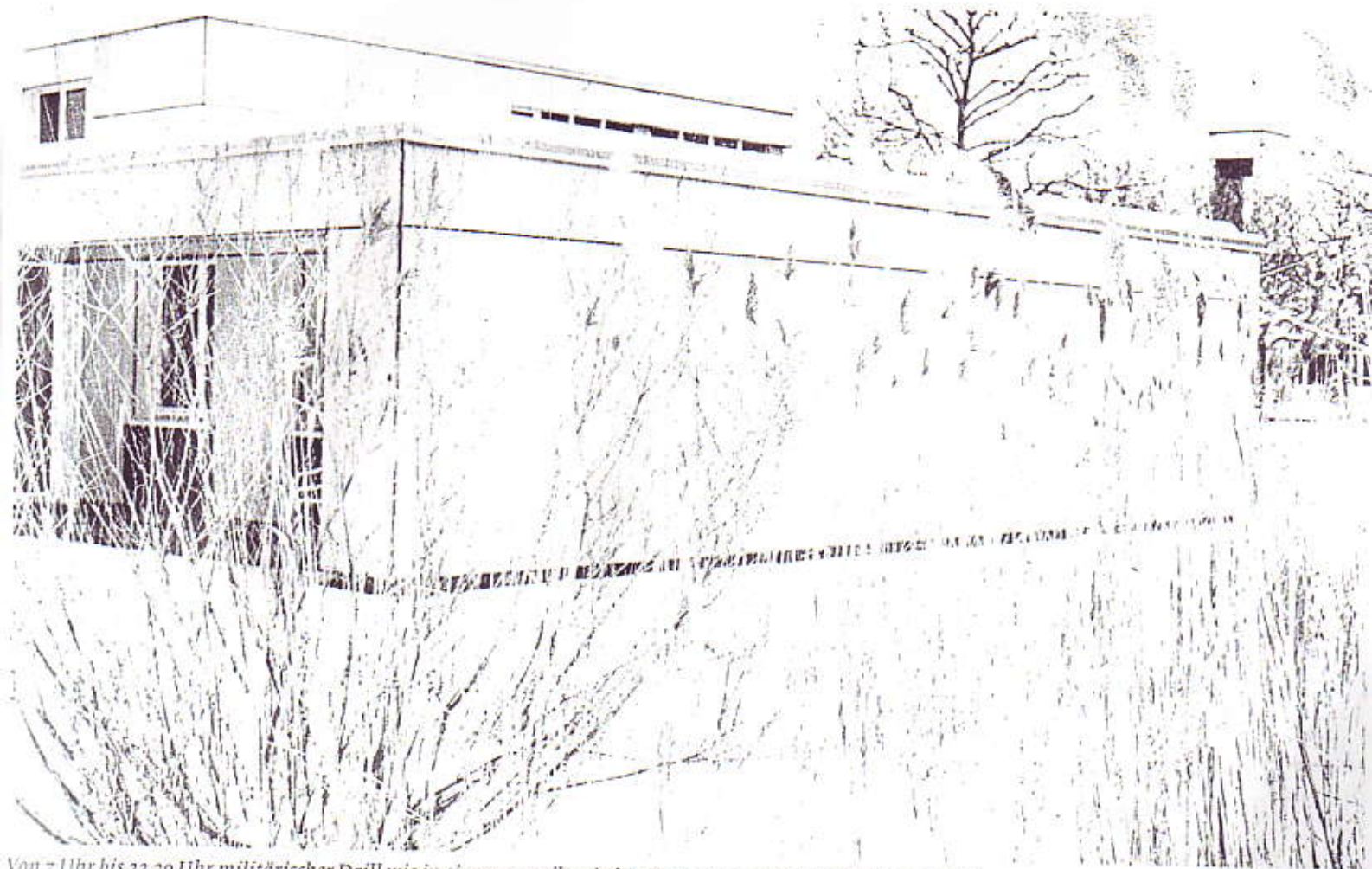
Renato Rossi sitzt in seinem Büro, blickt auf das Panorama der umliegenden Wälder und seufzt. Über die gegenwärtige Erziehungsmisere könnte er ein ganzes Buch schreiben: «Die Ansprüche nach Eigenständigkeit und materiellen Dingen überfordern viele Eltern. Die Restenergie reicht nicht einmal mehr aus, um dem Kind beizubringen, daheim die Füsse vom Tisch zu nehmen.» In diesem Sinn sind viele Arxhof-Zöglinge – und Zehntausende von minderjährigen Querulanten auf der freien Wildbahn – nicht schwer erziehbar, sondern einfach nie erzogen worden. Vernachlässigung, emotionale wie strukturelle, zeichnet die meisten Vorgesichten der Bewohner aus.

Beim Thema Höflichkeit regt sich Renato Rossi ein wenig auf. Für ihn ist sie die Voraussetzung für jede erfolgreiche Sozialisierung. Diese Ansicht vertritt er auch ausserhalb der Anstalt. Rammt ihm einer im Bus den Rucksack in den Rücken, muss er sich im Zug durch dichten Haschnebel zu seinem Sitz vortasten, hämmert aus einem riesigen Getto-Blaster Lärm, weist er die Fehlbarenforsch zurecht. «Sie sind dann total perplex und tun, was man ihnen sagt.»

Im Arxhof sind Sätze wie «Hey du, bewege deinen Arsch hierher» oder «Halt die Schnauze, Alter» nicht erlaubt. Handys werden beim Eintritt konfisziert. Es herrscht Mützenverbot im Esssaal und Rasierzwang. DVD-Filme werden vorvisioniert. «Freizeit ist nicht gleichbe-



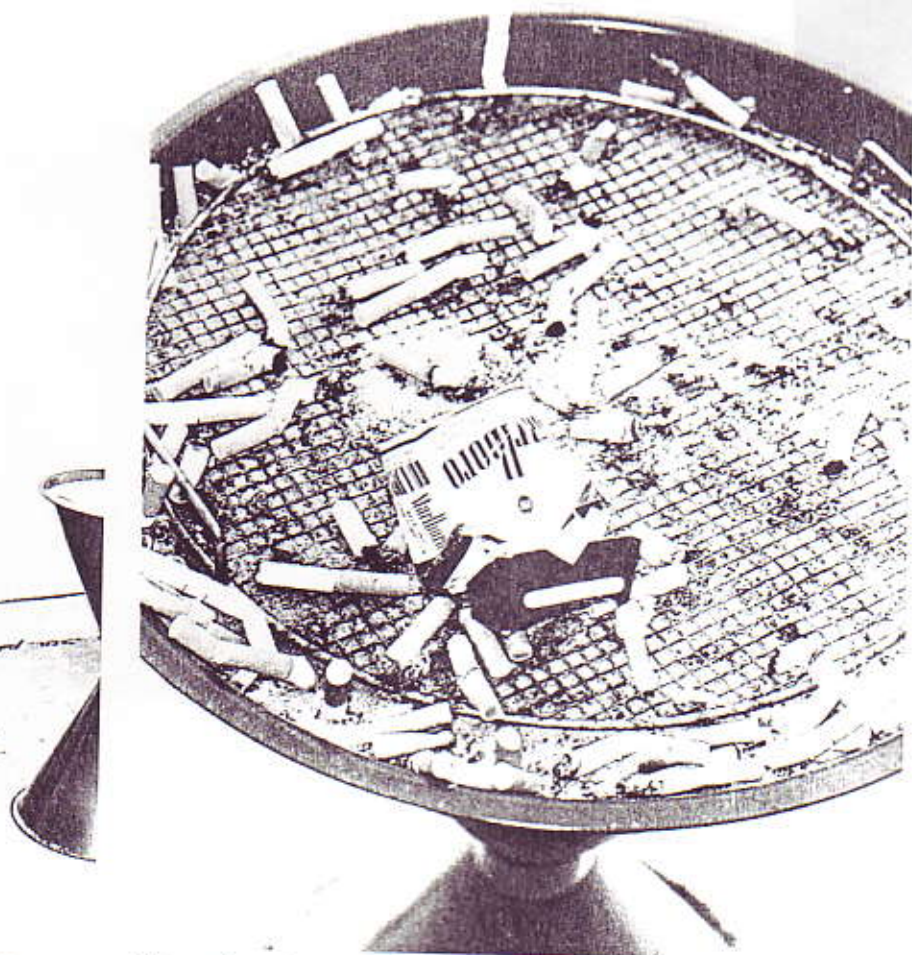
...e, Schweigen waren seine Lebenspfeiler: Johnny, ehemals grösstes Schweizer Boxtalent seiner Alters- und Gewichtsklasse.



Von 7 Uhr bis 22.30 Uhr militärischer Drill wie in einem amerikanischen Bootcamp: Arxhof bei Bubendorf BL.



«Fallen lassen kommt nicht in Frage»: Renato Rossi, Anstalts-Leiter.



Kämen die Zöglinge bei Wasser und Brot nicht kostengünstiger zur Räsön?

deutend mit arbeitsfreier Zeit», steht in einem internen Papier: «Sie ist ein wesentlicher Handlungsspielraum der Sozialpädagogik.» Der Tagesablauf ist durchstrukturiert. Um Punkt 7 Uhr beginnt das Ausbildungsprogramm in den internen Lehrstätten. Den Feierabend verbringen die Zöglinge mit der Reinigung der gesamten Anlage. Um Punkt 22.30 Uhr ist Lichterlöschen. Manchmal gehen die erschöpften Bewohner früher zu Bett, als sie müssten, denn zwischen dem Morgenappell und der Nachtruhe sind vor allem nervenaufreibende Aktivitäten zu bewältigen: Psychotherapie, Risikotraining, Gewaltgruppe und Konfliktlösungsstrategien. «Tausend Regeln, deren Einhaltung genauestens überwacht wird, gehören ausserdem zum Alltag», maulen die Zöglinge. In anderen Arbeitserziehungsanstalten gehe es viel weniger streng zu und her. Jugendliche, die dort versagen, werden auf dem Arxhof mit offenen Armen empfangen. Und so schnell nicht wieder losgelassen.

«So eine Scheisse», war der einzige Gedanke des 18-jährigen Pierre* in den ersten Wochen seiner Nacherziehung. Dabei befand er sich damals in der Schonzeit im Eintrittspavillon und genoss gewisse Privilegien. Wenn er am Morgen zehn Minuten verschlief, hatte dies keine Sanktionen zur Folge. Die Arbeit, auch an Geist und Seele, konzentrierte sich auf ein Minimum. «Es war eine schöne Zeit», seufzt der Hüne.

Schwerste körperliche Misshandlungen

«Alles tipptopp, gewissermassen», sagt er über das Zuhause, aus dem er 13-jährig flüchtete. Reglos sitzt er auf dem Sofa. Die Hände in den Taschen einer schwarzen Lederjacke versenkt. Den Blick aus blauen Augen in die Ferne gerichtet. Zwischen Fragen und Antworten verstreichen Minuten. «Total autoritär», nennt er das Erziehungskonzept seines Vaters. «Sadistische Demütigungen und schwerste körperliche Misshandlungen waren an der Tagesordnung», übersetzt ein Therapeut die Zustände in Pierres Elternhaus. Der Vater konnte nicht anders. Der Vater erlebte als Kind selbst ein ähnliches Martyrium. Den Vater liebt er noch immer. «Manchmal war er auch ein Mensch», sagt Pierre. Als er fast noch ein Kind war, schloss er sich dem schwarzen Block des FC Basel an, fühlte sich einer gewalttätigen Gruppe von Skinheads zugehörig und versank in einem endlosen Rausch aus Drogen und Alkohol. Er lebte mal da, mal dort, aber nie mehr zu Hause. Er machte Menschen zu Krüppeln. Einem Opfer brach er den Rücken, ein anderes prügelte er halb tot, als es bereits ohnmächtig am Boden lag. «Adrenalin und Bluttausch. Macht und Befreiung», sagt der angehende Landschaftsgärtner heute. Besucherinnen hält er die Türe auf und lässt sie vorgehen. Er fragt: «Wie bitte?», wenn er eine Frage nicht versteht, und antwortet: Nein, für seine Opfer könne er kein Mitleid empfinden. Das findet Renato Rossi zwar nicht in Ordnung, doch hier müsse keiner etwas behaupten, nur

um einen besseren Eindruck zu machen. Vorzeitige Entlassungen bei guter Führung? «Sicher nicht», sagt der Direktor.

In der Stadt Bern verübte der minderjährige Béla vierzig Raubüberfälle. Gewalttätige Auseinandersetzungen und unzählige Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz kamen dazu. Ein Dutzend polizeilicher Vorladungen zog er – ohne dass sie der vielbeschäftigte Vater je zu Gesicht bekam – aus dem Briefkasten. Die Mutter verstand gottlob kein Deutsch. Irgendwann musste er ein paar Einsätze zum Wohl der Allgemeinheit leisten: «Ein bisschen Laub wischen, im Altersheim ein paar Teller abwaschen», erinnert er sich leicht amüsiert an die ersten Sanktionen seines Lebens.

Noch nie einen ganzen Satz gesprochen

Über die Geduld der Behörden wunderte sich auch Johnny*. Der Junge mit dem makellosen Gebiss und dem Lächeln eines Engels galt vor seinem Absturz ins Bodenlose als grösstes Schweizer Boxtalent seiner Alters- und Gewichtsklasse. Ein Kraftpaket, das aus verschiedenen Heimen und Lehrstellen flog, bevor es sich als Türsteher und Bodyguard verdingte. «Reden war ich nicht gewohnt», sagt Johnny. Ein Gespräch, aus ganzen Sätzen bestehend, hatte er bis dahin mit keiner erwachsenen Person geführt. Respekt, Ehre und Stolz bestimmten sein schweigsames Leben, in dem ein falscher Blick genügte, damit Johnny dreinschlug. Das brachte ihm verschiedene Strafanzeigen ein, «die aber irgendwie versandeten», sagt der 22-Jährige. Nachdem er einen Widersacher im Kofferraum seines Autos entführt, tagelang gefangen gehalten und schlimm zugerichtet hatte, griff die Polizei mit einer Sondereinheit ein. «Erst jetzt kam ich dran», erzählt Johnny.

Lieber zuwarten als handeln ist der Grundsatz der meisten Kantone im Umgang mit kriminellen Jugendlichen. Bereits vor zwei Jahren warnte die damalige Zürcher Jugendrichterin Barbara Schellenberg: «Eine steigende Anzahl von minderjährigen Tätern mit ausgeprägter Gewaltbereitschaft kann nirgends platziert werden, weil ein entsprechendes Angebot fehlt.» Renato Rossi: «In diese Gruppe gehören heute auch blutjunge Sexualstraftäter, von denen es immer mehr gibt.» Für die meisten leichteren Fälle gäbe es durchaus Unterbringungsmöglichkeiten. Das Roma-Mädchen aus Rüslikon ist kein Einzelfall: Die Anzahl der Erziehungsheime, in die minderjährige Straffällige nach einem Gerichtsbeschluss eingesperrt werden können, vergrösserte sich innerhalb von zehn Jahren um dreissig Institutionen. Es entstanden tausend neue Plätze für verhaltensauffällige Querulanten. Gemessen an den sprunghaft ansteigenden Jugendstrafurteilen und der Zunahme von jugendlichen Tatverdächtigen, ist das allerdings nicht viel. Aber auch diese Plätze sind selten voll belegt. Als im vergangenen Jahr in Zürich überdurchschnittlich viele Jugendliche

in Heimen platziert wurden, drohte ein Budgetkollaps. Als Konsequenz verhängte man einen sofortigen Einweisungsstopp für Jugendstraftäter. Nach heftigen Protesten wurde der Entscheid wieder rückgängig gemacht. Das Beispiel veranschauliche die Erpressbarkeit der Staatsanwaltschaft bestens, findet Renato Rossi. «Sie kann nicht unbefangen an die Fälle herangehen, weil sich der politische Spardruck und geeignete Massnahmen widersprechen.»

Béla war 16, als er eine dreimonatige Untersuchungshaft absitzen musste und zum ersten Mal vom Vater gehohlet wurde. «Nette Kumpels, gute Bedienung, und vor allem lassen sie dich in Ruhe», erinnert sich Béla an seinen Gefängnisaufenthalt. Auch andere Arxhölfler fordern in therapiefreien Minuten: «Lieber Gott, bring mich zurück in den Knast.» Nach der Untersuchungshaft gab es für Béla nur zwei Möglichkeiten: Knast oder Nacherziehung in einer geschlossenen Arbeitserziehungsanstalt. Endlich wurden umfassende psychologische Abklärungen gemacht. Nun attestierte man ihm einen Willen zur Zusammenarbeit mit den Therapeuten. Jetzt steht der Prinz im zweiten internen KV-Lehrjahr, kann kochen, putzen, bügeln, reflektiert in perfektem Therapiedeutsch über sich selbst, seine Taten und besucht «freiwillig», wie er ungern zugibt, eine Maltherapie.

Kochen, putzen, bügeln, reflektieren

Einigen gehen die hartnäckig geführten Auseinandersetzungen mit dem Selbst ziemlich an die Nieren. Auch Béla verschwand eines Tages. Wenig später kehrte er zurück. «Hier bin ich zu Hause, sonst wäre ich ja nicht zurückgekommen», sagt er. In anderen Institutionen wird ein Fluchtversuch mit einer Moralpredigt geahndet. Im Arxhof gibt es bis zu zehn Tage Disziplinararrest, und die Streichung hart erarbeiteter Privilegien ist wahrscheinlich. Dann gehen die Exerzitien einfach dort weiter, wo sie unterbrochen wurden. «Fallen lassen kommt für uns nicht in Frage», sagt Renato Rossi. Rauswürfe gibt es auf dem Hügel so gut wie keine.

Auf interne Regelverstösse drohen den Bewohnern viel mühsamere Konsequenzen, zum Beispiel eine sogenannte «Standortbestimmung»: Dabei muss der Fehlbare vor versammelter Runde die eigenen Entwicklungsprozesse der vergangenen Monate beschreiben, wobei Positives und Negatives nachvollziehbar und in ganzen Sätzen zu formulieren ist. «Qualvoll lernt man etwas über sich selbst und die anderen», sagt Béla über diese Sitzungen. Ihnen zu entkommen, ist unmöglich. Mangelnde Kooperationsbereitschaft legen die Betreuer als Böswilligkeit aus, was ebenfalls therapeutisches Nachsitzen zur Folge haben kann. Den achtzig Pädagogen und Therapeuten – sie teilen sich sechsfünfzig Vollzeitstellen – eilt der Ruf voraus, hochmotiviert zu sein.

Die renitenten Zöglinge, «Alpha-Tiere und Machos, die bei jeder Gelegenheit um Positio-

nen in der Gruppe kämpfen» (Renato Rossi), genieren sich jeweils fürchterlich, wenn sie über ihren Seelenzustand reden müssen. Zu dritt ziehen die Therapeuten in die verbale Schlacht. Rudolf Müller, ein differenzierter Zeitgenosse und Menschenfreund mit Bart und liberalen Ansichten, hat nicht viel zu sagen. Mehr Gehör verschafft sich sein junger Kollege. Autoritär und im Tonfall eines Obersten weist er das zwölfköpfige Rudel in die Schranken und macht von der ersten Minute an klar, wer hier der Chef ist.

«Erzähl keinen Mist.» – «Spiel jetzt kein Theater.» – «Widersprich dir doch nicht dauernd.» – «Jetzt lügst du aber.» – «Ich kapiere überhaupt nicht, was du sagen willst»: Die Kommentare des Pädagogen lassen einige Insassen vor Wut erbleichen. Andere stehen unter nervöser Hochspannung. Es kann beklemmende Ewigkeiten dauern, bis ein Satz von betörender Ehrlichkeit gesprochen wird. Bei Aussagen wie «damals fühlte ich mich verloren» oder «es tat weh» wären sie bis vor kurzem von den Kumpels bei lebendigem Leib in einem Erdloch verscharrt worden. Die neuen Kollegen geben sachliche Kommentare ab. Das haben sie im Konflikttraining gelernt. «Die Erfolgsquote ist ansprechend», sagt Herr Rossi am Ende des Tages in der Cafeteria. Im Hintergrund rumoren und lachen die Zöglinge in der Küche. Sie bereiten das Abendessen vor. 60 Prozent der Aus-tretenden leben drei Jahre nach Beendigung der Massnahme deliktfrei, verfügen über eine eigene Wohnung und sind berufstätig. 25 Prozent stürzen erneut heftig ab. Der Rest bringt sich schlecht und recht über die Runden. Sie konsumieren hin und wieder Drogen und Alkohol und kommen aufgrund kleinerer Delikte wieder mit dem Gesetz in Konflikt.

Zu dritt in die verbale Schlacht

Für die Zunahme von schwer erziehbaren Jugendlichen werden desolate Biografien und Familienverhältnisse, der schlechte Einfluss von Kollegen sowie gescheiterte Erziehungsmodelle verantwortlich gemacht. «Das Risiko von Delinquenz und Sucht vergrössert sich auch aufgrund von psychischen Erkrankungen, die bei den Jugendlichen seit einiger Zeit sprunghaft ansteigen», sagt Renato Rossi. Gemäss Untersuchungen des Jugendpsychiaters Josef Sachs leiden zehn Prozent aller Schweizer Jugendlichen unter Angststörungen und fünf Prozent unter einem Aufmerksamkeitsdefizit- oder Hyperaktivitätsproblem. 35 Prozent der jungen Frauen und 25 Prozent der Männer (7500 Befragte zwischen 16 und 21 Jahren) gaben in der neusten Schweizer Gesundheitsbefragung an, zeitweise dermassen deprimiert zu sein, dass sie professionelle Hilfe beanspruchten. «Emotionale Störungen sind bei den Jungen auf dem Vormarsch, werden fälschlicherweise als Verhaltensstörungen qualifiziert und wenn überhaupt, dann in diese Richtung behandelt: natürlich ohne Erfolg», so Josef Sachs.

In der Schweiz leben rund 30 000 Kinder und Jugendliche in Heimen und Pflegefamilien. Viele waren bereits früh verhaltensauffällig. Wie zu Zeiten Pestalozzis werden die Zöglinge in den rund 449 Schweizer Kinderheimen mehr oder weniger gleich behandelt. Ein spezielles therapeutisches Angebot für auffällige Problemkinder sei selten gewährleistet, heisst es in Fachkreisen.

Manchmal ass sie aus dem Katzennapf

Die Kinderheime stehen unter Auslastungsdruck und nehmen deshalb auch Fälle auf, die einer speziellen Betreuung bedürften. Und vor allem in ländlichen Gegenden werden Heimplatzierungen ohne professionelles Coaching durchgeführt. Dafür fehle das Geld, heisst es. Unter Umständen entscheidet das kaufmännische Personal der Gemeindekanzlei nach eigenem Gutdünken, wo schwierige Jugendliche untergebracht werden. Von einem breitgefächerten ambulanten Hilfsangebot wissen diese Zuständigen in der Regel nichts. Scheitern ist vorprogrammiert, und Problemfälle wandern unter Umständen jahrelang durch Heime, Pflegefamilien und Kriseninterventionen. Süchtig und kriminell, landet ein Teil schliesslich in der Nervenklinik, in der Arbeitserziehung oder im Knast. Um diesen Teufelskreis zu unterbrechen, kommen die Time-out-Programme zum Zug, die sich seit einigen Jahren als florierendes Geschäft erweisen.

Rund fünfzig Agenturen – meist privat geführte Unternehmen – unterstützen Heimleiter, Therapeuten und Behörden, wenn diese mit ihrem Latein am Ende sind. Tausende von Jugendlichen zeigen auch nach der fünfzehnten Umplatzierung keine Anzeichen von Kooperationsbereitschaft. In solchen Fällen verweigern irgendwann auch die kooperativsten Kinderheime oder Pflegefamilien eine Aufnahme. Die Time-out-Agenturen vermitteln dreimonatige Segelturns, Aufenthalte auf südfranzösischen Bauernhöfen oder Übergangsplatzierungen bei Menschen mit Nerven aus Stahl. Von einer solchen Auszeit erhofft man sich einen Neuanfang.

Als Tina* in fremde Obhut kam, war sie achtjährig. Sie konnte keine ganzen Sätze formulieren. Manchmal ass sie aus dem Katzennapf. Als Sechsjährige lungerte sie regelmässig bis um Mitternacht draussen herum. Zu Hause trank sie Schnaps und bediente sich aus der Horrorfilm-Sammlung ihrer Eltern. Irgendwann zündete sie den kleinen Bruder an. Er überlebte mit schweren Brandverletzungen. «Es herrschte die totale Anarchie», sagt ein zarter Teenager mit orange gefärbten Haaren, einem nigelnagelneuen Lippenpiercing und zerschnittenen Unterarmen lachend. Bis heute fand sie kein neues Zuhause. 21 verschiedene Platzierungen erlebte die 15-Jährige in den vergangenen 7 Jahren: Kinderheime, Pflegefamilien, Durchgangsschulheime, offene Wohngruppen, geschlossene Wohnheime, Erziehungsanstalten. Immer lief

sie davon oder benahm sich so aufsässig und gewalttätig, dass man ihr die Türe wies.

«Sie gilt als Extremfall», sagt Gabi Täschler, Sozialarbeiterin bei der St. Galler Time-out- und Kriseninterventionsagentur Bussola. Die 28-Jährige kümmert sich seit zwei Jahren um Mädchen wie Tina, die in konventionelle Heime und Pflegefamilien nicht mehr integrierbar sind. «Unsere Agentur vermittelt zwischen den Behörden, den Kindern und den Institutionen der Jugendhilfe», sagt sie.

Gabi Täschler ist 24 Stunden pro Tag erreichbar, in der ganzen Deutschschweiz unterwegs und immer dann zur Stelle, wenn Erziehungsvertreter und Schutzbefohlene nicht mehr weiterwissen. Besonders häufig in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, wenn Ausreisserinnen sturzbetrunken auf den Polizeiposten randalieren und untaugliche Zukunftspläne schmieden. Es ist eine Sisyphusarbeit. Nur mit Mühe und Not lassen sich grossstadtferne und besonders stressresistente Übergangsfamilien finden. Sie werden als Kleinheime definiert und pöppeln in kurzer Zeit bis zu dreissig Extremfälle wieder auf. Tina rannte auch aus den Time-outs immer wieder davon. Sie freundete sich mit den Punks auf dem Zürcher Stadelhoferplatz an. Im vergangenen Jahr zeigte sich keine einzige Schule im ganzen Land bereit, das Mädchen aufzunehmen. «Von der letzten Schule flog ich, weil die Lehrer einen Amoklauf befürchteten», erzählt die 15-Jährige kichernd.

«So gefiel ich mir gar nicht»

Schon als Kind war sie aggressiv. «Psychologisch begutachtet wurde sie nicht, und somit entging sie einer frühen ambulanten Behandlung», sagt Gabi Täschler. «Nach einer halben Stunde Therapie heulte der Psychiater wie ein Schloshund», erzählt Tina von einem späteren Versuch, ihre Seele zu erforschen. Vor einem Jahr landete sie mit einem fürsorglichen Freiheitsentzug in einer psychiatrischen Klinik. Die entnervte Belegschaft setzte Tina ein paar Tage später an die frische Luft.

In den vergangenen Monaten ging sie nach Selbstmordversuchen zweimal freiwillig zurück. Man gab ihr ein paar Medikamente. Sie wurde ruhig. «Aber nicht lange», sagt Tina. «denn so gefiel ich mir gar nicht.» Dipiperon und Risperdal versenkte sie in der Kanalisation. Seither kommt sie sich wieder normal vor. Und sucht immer noch ein neues Zuhause.

* Namen der Redaktion bekannt



«Haben Sie die aussergewöhnliche Ästhetik, die Schönheit der Anlage bemerkt?»

Walter Gropius
Lehrer



«Qualvoll lernt man etwas über sich selbst und die andern»: Béla.

«Manchmal war er auch ein Mensch»: Pierre über seinen Mann.